

Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn

»68« und das Ringen um menschenwürdige Arbeit

Wolfgang Hien im Gespräch
mit Peter Birke



VSA:



Wolfgang Hien/Peter Birke
Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn
»68« und das Ringen um menschenwürdige Arbeit

Wolfgang Hien, Leiter des Forschungsbüros für Arbeit, Gesundheit und Biographie, Bremen, und Lehrbeauftragter der Universität Bremen. 2016 erschien von ihm bei VSA: »Kranke Arbeitswelt. Ethische und soziokulturelle Perspektiven«. Bei Mandelbaum erschien von ihm 2018: »Die Arbeit des Körpers. Eine kritische Arbeitsgeschichte von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart«.

Peter Birke, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Göttingen und im Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen. Redakteur der Zeitschrift Sozial.Geschichte Online, gelernter Offsetdrucker. Er gab 2017 bei VSA: zusammen mit Ingrid Artus, Stefan Kerber-Clasen und Wolfgang Menz den Band: »Sorge-Kämpfe. Auseinandersetzungen um Arbeit in sozialen Dienstleistungen« heraus.

Gegen die Zerstörung von Herz und Hirn

»68« und das Ringen um menschenwürdige Arbeit

Wolfgang Hien im Gespräch mit Peter Birke

Diese Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Förderung der
Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin.

www.vsa-verlag.de

© VSA: Verlag 2018, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfoto: Chemieanlagen bei der BASF, Fotograf: Fritz Hofmann

Portraitfotos: Wolfgang Hien (l., Uli Schwecke), Peter Birke (Bianka Buchen)

Druck- und Buchbindearbeiten: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-89965-829-3

Inhalt

Vorwort

von Wolfgang Hien und Peter Birke 7

Peter Birke

Einleitung 8

Wolfgang Hien im Gespräch mit Peter Birke

Erstes Gespräch: 1965-1969 24

Ludwigshafen 24

BASF 32

Lehrlingsbewegung 43

Werksärzte 47

Zweites Gespräch: 1969-1976 58

Klassenreise 58

Chemiestreik 67

Intermezzo an der Uni Heidelberg 73

»Mitmischer« 76

Drittes Gespräch: 1976-1980 86

Massenarbeiter 86

Männerwelt 90

Panzerteile 93

Gegen die Arbeit 105

Viertes Gespräch: 1980-1988 112

Gesundheitstag 112

Echolot 120

Singlehaushalt 132

Fünftes Gespräch: 1988-1995	137
Risikogesellschaft	137
Rote Uni	141
Rapsöl	145
Störfälle	150
Sechstes Gespräch: 1995-2006	157
Forschung	157
Erbschaften	164
FIT-Programm	167
Karriere	169
Siebttes Gespräch: 2006 bis heute	183
Brachflächen	183
Projekte	194
... und heute	204
Wolfgang Hien	
Gesundheit als politische Kategorie	215
Tradierte Geringschätzung der Arbeiter*innen-Gesundheit	216
Gegen die Gifthölle: Aktivitäten in der Chemieindustrie	219
Zum Entstehungskontext der Gesundheitsbewegung	224
Wechselwirkung von Betriebspolitik und Gesundheitsbewegung	229
Weitere Initiativen: Grätz, Vulkan, Hamburger Aluminiumwerke	232
Boehringer Hamburg: Vergiftung von Arbeitern und Umwelt	235
Begrenzter Widerhall in der (offiziellen) Gewerkschaftspolitik	239
Einige Schlussbetrachtungen und offene Fragen	242
Glossar	246
Personen	246
Stichworte	254

Vorwort

Das Gespräch, das den Hauptteil des vorliegenden Bandes ausmacht, ist eine von den Autoren redigierte Zusammenfassung von sieben mehrstündigen lebensgeschichtlichen Interviews, die zwischen 2012 und 2016 stattgefunden haben. Wir danken Renate von Schilling für die Transkription und Marion Fisch vom VSA: Verlag für die wie immer engagierte und gründliche Bearbeitung des Manuskripts. Wir danken ebenso der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die diese Publikation freundlicherweise gefördert hat.

Viele der in den Interviews genannten (mit einem → gekennzeichneten) Namen, Orte, Institutionen, Ereignisse und Sachverhalte werden im Glossar kurz erläutert. Dort finden sich auch einige Literaturhinweise zum Weiterlesen und Vertiefen. Die Auswahl der Glossarstichpunkte und der Literaturhinweise ist – wie die erzählte Lebensgeschichte auch – selbstredend von subjektiven Gesichtspunkten geleitet.

In der von Peter Birke verfassten Einleitung wird die erzählte Geschichte in den größeren Zusammenhang der politischen und kulturellen Entwicklung in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren gestellt, wobei auch auf neuere Diskussionen um Oral History, Erinnerung und Klassenidentität eingegangen wird. Während dieser Beitrag das Interview historisch einordnet und methodisch kontextualisiert, findet sich im Anhang ein Text von Wolfgang Hien, in dem der heute oft nicht mehr gegenwärtige Kampf um Gesundheit am Arbeitsplatz aus der Wechselwirkung von Umwelt-, Gesundheits- und Betriebslinkenbewegung seit den 1970er Jahren ausführlich dargestellt wird. Dieser Beitrag wurde zuerst in der Ausgabe 22 (2018) der Zeitschrift Sozial.Geschichte Online veröffentlicht. Wir danken der Redaktion und insbesondere Sarah Graber-Majchrzak herzlich für das Lektorat.

Bremen und Göttingen, März 2018

Wolfgang Hien/Peter Birke

Peter Birke
Einleitung

1.

Immer wieder kommen die Aufstände überraschend. Die unter der Chiffre »1968« zusammengefassten Bewegungen sind ein gutes Beispiel. Man kann mit dem Pariser Mai anfangen. Noch im Winter vor dieser großen Revolte der Studierenden und jungen Arbeiter*innen galt den französischen Massenmedien *die Jugend* allgemein als unpolitisch. Dass es im Frühjahr 1968 zum Aufstand in den am Stadtrand gelegenen Wohnheimen und an der in der Trabantenstadt errichteten Universität von Nanterre kam, galt in der Öffentlichkeit als Sensation. Diese Wahrnehmung, dass es sich um eine »plötzliche« Erscheinung handelte, verweist auf deren sozial-räumliche Dimensionen. Denn es gibt eine bestimmte Form des Aufstands, deren Anfang am Stadtrand liegt. Die Jugendrevolte von 1968 begann in der Vorstadt, und erst von dort »wanderte« sie ins Zentrum der französischen Hauptstadt, mit den Barrikadentagen im Quartier Latin und der Besetzung der altherwürdigen Sorbonne.¹ Auch die Arbeiter*innenbewegung im engeren Sinne kannte damals diese räumliche Dynamik. Ein Schwerpunkt der großen Streiks des Sommers 1968 waren Fabriken in der Stadt-Peripherie. In der Regel mussten die jungen Akademiker*innen, die sich für diese Kämpfe interessierten, in die Banlieue oder wenigstens an den Stadtrand reisen, um mit den Streikenden zu sprechen. Zudem lag ein Schwerpunkt des größten Streiks in der französischen und vielleicht auch europäischen Nachkriegsgeschichte ganz jenseits von Paris: Das berühmteste Beispiel ist, aufgrund der Arbeiten von Beaud und Pialoux,² vielleicht Peugeot in Sochaux-Montbéliard.

¹ Vgl. Maurice Brinton, Zeit der Kirschen. Pariser Tagebuch. In: Die Aktion, Heft 175-180. Mai 1998. Michael Seidman, The Imaginary Revolution. Parisian Students and Workers in 1968, New York 2004. International vergleichend siehe auch: Gerd Rainer Horn/Bernd Gehrke (Hrsg.), 1968 und die Arbeiter, Hamburg, 2. Auflage, 2018. Ich danke Knud Andresen, Christiane Mende, Sarah Graber-Majchrzak, Stefan Müller und Hartmut Rübner für Hinweise zur Literatur.

² Stéphane Beaud/Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke in Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004.

Ähnliches gilt für die Arbeitskämpfe im »europäischen Mai«. Porto Marghera mit seiner chemischen Industrie wurde oft als Gegenwelt abseits der historischen Stadt Venedig beschrieben. Die Bergwerke von Kiruna, tausende Kilometer von Stockholm entfernt in Nordschweden, waren der wichtigste Brennpunkt der »wilden« Bergarbeiterstreiks des Jahres 1969.³ Auch in der Bundesrepublik begannen die »wilden« Streiks des September 1969 deutlich *jenseits* der Zentren der Studentenbewegung: Nicht in Frankfurt am Main und Berlin, sondern in der Montanindustrie im Ruhrgebiet und im Saarland.⁴ Die meisten aktivistischen Studierenden erlebten diese Ereignisse nach einem viele Jahre anhaltenden akademischen Diskurs über die »Korrumpierung« und »Entpolitisierung« der Arbeiter als Überraschung. Auch sie mussten lange Reisen antreten, um diese andere Welt kennenzulernen – mitunter wurden, wie beispielhaft in vorliegendem Buch thematisiert, wirklich Lebensreisen daraus.

Es zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass die sozial-räumliche Dynamik dezentrierter Bewegungen einen klassenbezogenen Hintergrund hat, der wiederum auf eine andere, nicht spatiale, sondern *historische* Spannung verweist. Es handelt sich im Grunde um den Moment des Eintretens der unterdrückten Klassen in die Geschichte. Dezentrierte Sozialbewegungen werden oft von Menschen getragen, die in der öffentlichen Wahrnehmung *nichts* sind. Ihre Alltagskämpfe, sozialen Interessen, Zukunftswünsche sind für die bürgerlichen Medien denkbar uninteressant. Ihre Biografien interessieren höchstens, wenn sie etwas Schrilles, Schräges verkörpern. Nicht die Ästhetik des Widerstands, son-

³ Peter Birke, *Wilde Streiks im Wirtschaftswunder. Arbeitskämpfe, soziale Bewegungen und Gewerkschaften in Deutschland und Dänemark*, Frankfurt a.M. u.a. 2010. Zur Bedeutung der neuen Linken um 1968 vgl. Peter Birke, Bernd Hüttner, Gottfried Oy (Hrsg.), *Alte Linke – Neue Linke? Die sozialen Kämpfe der 1968er Jahre in der Diskussion*, Berlin 2009. Dieter Braeg (Hrsg.), *Wilder Streik – das ist Revolution. Der Streik der Arbeiterinnen bei Pierburg in Neuss 1973*, Berlin 2013. Spezifisch zur Bewegung der Lehrlinge: Knud Andresen, *Die bundesdeutsche Lehrlingsbewegung von 1968 bis 1972. Konturen eines vernachlässigten Phänomens*, in: Birke et al., *Alte Linke – Neue Linke*, Berlin 2009, S. 87-102. David Templin, *Zwischen APO und Gewerkschaft. Die Lehrlingsbewegung in Hamburg, 1968-1972*, in: *Sozial.Geschichte Online*, Heft 10 (2013), S. 26-70.

⁴ Birke, *Wilde Streiks*, wie Anmerkung 3, auch im Folgenden.

dern jene des Niedergangs ist in der populären Publizistik über die beherrschten Klassen dominant. Deshalb thematisieren und aktualisieren die Aufstände auch einen ansonsten meist latent bleibenden Unmut über dieses Nicht-Existieren. In der Vehemenz, die dieser Verletztheit folgt, sind es oft von außen als »nichtig« denunzierte Anlässe, die zu wütenden Protesten führen. Eben alltägliche Konflikte: Das Verbot, sich nach 22 Uhr gegenseitig in den Wohnheimen zu besuchen. Die Abschiebung eines Freundes. Der Meister, der einem immer die dreckigste Arbeit aufbürdet. Die Unsicherheit der eigenen Zukunft und der damit verbundenen persönlichen Hoffnungen. Mit dieser Frage fängt mancher Streik an: »Wie lange wollt ihr Euch das noch gefallen lassen?« Also mit einem Schrei, wie in der Y-Halle bei Ford 1963 oder 1973. Ein Schrei, der auch in der vorliegenden biografischen Erzählung eine kaum zu unterschätzende Rolle spielt.

Auch die Arbeiterbewegung hat die Spontanität oft verachtet, weil sie ein Hinweis auf Unberechenbarkeit und geradezu »kindische« Verhaltensweisen zu sein schien. Man wollte nicht als »wild« bezeichnet werden, sondern gesellschaftlich akzeptiert sein. Dieser Diskurs allerdings verdeckte, dass es bei dem, was ich soeben als »dezentrierte Bewegung« bezeichnet habe, keineswegs alleine um Wut und Eruptionen ging (und geht). Deshalb auch die an die Bewegungsforschung angelehnte Bezeichnung – es handelt sich in der Tat um relativ kohärente Phänomene mit tiefen Wurzeln. Oder anders gesagt: Es gibt unsichtbare Regeln, die die Aufstände tragen. Und diese Regeln haben eine lange Geschichte. Ein Beispiel ist wiederum die Streikgeschichte in der Bundesrepublik: Wo beginnt der Kampf? Wer fängt an und wer zieht mit? Wie bewegt sich der Demonstrationszug durch das Werk und wohin? Welche Forderungen werden gestellt? Werden diese Fragen gestellt und empirisch beantwortet, so zeigt sich der planvolle Charakter jener lange Zeit unsichtbaren Aufstände. Entsprechend sind Antworten auf diese Fragen oft sehr ähnlich, obwohl sich die Beteiligten meist nicht im Entferntesten kannten noch sich jemals begegnet sind. Dezentrierte Sozialbewegungen gehorchen einer eigenen Logik, die man nur verstehen kann, wenn man die alltägliche Kooperation der Beteiligten kennt. Wenn man eine Sammlung von Berichten aus solchen Aktionen anlegt, zeigt sich, dass beispielsweise die damals bundesweit beachtete Demonstration vor dem Verwaltungsgebäude des Stahlwerks von Hoesch in Dortmund vom 2. September 1969 anderswo in den zehn, zwanzig Jahren zuvor hunder-

te Male *geprobt* wurde: Der Ausgangspunkt des Streiks in der Gruppe der vertrauenswürdigen, beweglichen Arbeiter, die Zeichensprache, die den Beginn des Ausstands signalisiert, der Marsch durch das Unternehmen zum Abholen der »schwachen« Abteilungen, schließlich die Organisation der Proteste vor dem Verwaltungsgebäude. Spontane Aufstände erfordern ironischerweise ein hohes, vielleicht noch höheres Maß an Organisiertheit als »offizielle«, »gewerkschaftliche« Streiks. Freilich ist eine der größten aktuellen Herausforderungen die, wie so etwas jenseits des relativ geschlossenen Raums historischer Fabrikgebäude und unter den Bedingungen prekärer Arbeit zu organisieren wäre.

2.

Mit dem Auftauchen solcher dezentrierten Sozialbewegungen beginnt zugleich ihre institutionelle Bearbeitung. Es wird einiges unternommen, damit »das nicht wieder passieren kann«. Bezüglich der »Streik-Epidemie« von 1969 trafen als erstes die Unternehmer Vorkehrungen. Sie versuchten aus dem, was sich während des Ausstandes gezeigt hat, Schlüsse über die Netzwerke und Organisationsformen der Arbeiter*innen zu ziehen. Die Überwachung der Kolleg*innen wurde intensiviert, sogenannte Rädelsführer*innen identifiziert. Richtlinien für ein Verhalten bei wilden Streiks wurden herausgegeben. Die gewerkschaftlichen Organisationen wurden auf allen Ebenen unter Druck gesetzt und von den Vorständen meist allzu bereitwillig von »Querulanten« »gesäubert«, nicht selten mit der Folge, dass die soziale Existenz der Betroffenen gefährdet wurde.

Dann kam die Sozialforschung und dann die staatliche Politik. In der Bundesrepublik sind sowohl der Aufschwung der industriesoziologischen Forschung als auch die Programme zur Humanisierung der Arbeit nicht *nur*, aber mit Sicherheit *auch* Resultate der dezentrierten Sozialbewegungen. Doch in der immer größer werdenden Entfernung vom Ereignis wird mitunter wieder unsichtbar gemacht, was damit zunächst eigentlich gemeint war.

Die Verwandlung von Begriffen setzt ein, aus der Hoffnung einer Befreiung von bestimmten Formen von Lohnarbeit wird deren Effektivierung, aus Autonomie Selbstausschöpfung. Aus dem Wunsch nach Freiräumen außerhalb der Inwertsetzung und dauernden Kommerzialisierung des Alltagslebens wird die Öffnung neuer Marktsegmente. Ja, selbst die Bezugnahme von Studierenden unter anderem aus dem histo-

rischen Sozialistischen Deutschen Studentenbund nach dessen Auflösung im Jahre 1970 hatte diesen ambivalenten Charakter. Die Zahl der aus der radikalen Linken entstammenden Manager und Unternehmensberater ist kaum zu unterschätzen. Ihre Rolle bei der Einführung sogenannter neuer Unternehmenskulturen und »schlanker« Produktion in den 1980er und 1990er Jahren ist noch zu untersuchen, aber es kann vermutet werden, dass sie nicht gering war.

Andererseits – und das steht im Mittelpunkt des vorliegenden Buchs – war die sogenannte *proletarische Wende* mit der Gründung zahlreicher autonomer, linker Betriebsgruppen verbunden, insbesondere in »fortschrittlichen« industriellen Betrieben wie etwa in der Auto- und Elektroindustrie. Auf dieser Grundlage kam es auch zu einem Bezug der »deutschen« Linken auf die migrantischen Organiserungen und Kämpfe, die bis Mitte der 1970er Jahre ebenfalls einen sichtbaren Höhepunkt erreichten.⁵ Es wuchs das heute unentbehrliche Bewusstsein dafür, dass die Arbeiter*innenklasse äußerst vielfältig ist – bis hin zur Zerklüftung. Seit dieser Zeit konnte kaum mehr von *einer* Arbeiterklasse gesprochen werden – ohne die geschlechtlich und rassistisch konnotierten Grenzen unter der Perspektive ihrer Überwindung zu thematisieren. Und schließlich wurde auch nach dem *Sinn* der Produktion gefragt. Die dezentrierten Sozialbewegungen verbanden sich bis in die 1980er und 1990er Jahre zunehmend mit den neuen sozialen Bewegun-

⁵ Manuela Bojadžijev, *Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration*, Münster 2008. Serhat Karakayali, *Lotta Continua in Frankfurt, Türken-Terror in Köln. Migrantische Kämpfe in der Geschichte der Bundesrepublik*. In: *Grundrisse* 14 (2/20015). Siehe zuletzt: Nelli Tügel, »Streik, Solidarität, Selbstermächtigung? Aushandlungsprozesse im Umfeld des wilden Streiks bei den Kölner Fordwerken 1973 und des Besetzungstreiks bei Krupp in Duisburg Rheinhausen 1987/88«, in: *Arbeit. Bewegung. Geschichte. Zeitschrift für Historische Studien* 2016/1 (Januar 2016): S. 73-90. Die Ausgabe der Zeitschrift widmet sich auch anderen für die Betriebskämpfe wichtigen Aspekten aus der Geschichte der 1960er und 1970er Jahre und enthält unter anderem ein Interview mit Karl Heinz Roth. Weitere Veröffentlichungen zur Geschichte der migrantischen Organisation in Betrieb und Gewerkschaft stehen bevor, so erscheint in Kürze die Dissertation von Simon Goeke (München), zudem läuft derzeit ein von Sabine Hess und Helen Schwenken geleitetes Oral History-Projekt zu MigrantInnen und Gewerkschaften, das von Lisa Riedner und Lisa Carstensen in verschiedenen Städten durchgeführt und von der Hans-Böckler-Stiftung finanziert wird.

gen wie der neuen Frauenbewegung, der Ökologie- und der Gesundheitsbewegung.

Immer versuchen wir, die Dynamik der dezentrierten Sozialbewegungen zu erhalten und zu verbreitern. Selbstorganisierte Formen der Erwerbsarbeit, Kollektive, das Teilen der Reproduktions- und Sorgearbeit, neue Formen des Zusammenlebens, aber auch die linken Betriebsgruppen sind Beispiele dafür. Solche Versuche hatten teils einen sehr kurzfristigen Charakter, teils haben sie sich auch sehr lange gehalten.

Die dezentrierten Sozialbewegungen haben selbst eine Geschichte. Einige davon bis heute.⁶

3.

Die persönlichen Geschichten derjenigen, die sich an dem Versuch beteiligten, nach 1968 und 1969 eine »andere Arbeiterbewegung« aufzubauen, sind höchst unterschiedlich. Man weiß ja, dass sich darunter viele Menschen befanden, die noch heute politisch aktiv sind, aber auch solche, die nach ihrer Zeit als *Betriebsaktivisten* »ansehnliche« Karrieren durchlaufen haben, innerhalb der Unternehmen selbst, aber auch bis hin in höchste Staatsämter. Gemeinsam ist diesen Geschichten über die »andere Arbeiterbewegung« eigentlich nur, dass sie in der Erinne-

⁶ Man könnte durchaus fragen, ob die wesentlichen Lehren, die etwa Asef Bayat aus dem arabischen Frühling gezogen hat, nämlich die Bedeutung einer »Politik der Straße«, nicht auch hierzulande eine größere Relevanz haben, als es auf den ersten Blick (mit dem Fokus auf institutionelle Prozesse) oft aussieht. Diese Frage muss anderswo beantwortet werden. Man mag sie vor dem Hintergrund der erkennbaren »provinziellen« Dynamik jener Sozialrevolten diskutieren, mit denen der arabische Frühling tatsächlich begann: Siehe die Schilderung der Ereignisse in Tunesien bei Helmut Dietrich, Die tunesische Revolte als Fanal, in: Peter Birke/Max Henninger, Krisen Proteste. Beiträge aus Sozial.Geschichte Online, Hamburg/Berlin 2011, S. 36-53.

Zur Zeit des Verfassens dieser Zeilen hat sich der Maulwurf anscheinend bis in den Iran weiterbewegt, wo er sich aktuell, im Winter 2017/18, wieder zeigt. Der gute Teil der Nachricht ist, dass die Sozialrevolte nicht einmal durch die Kriege restlos zum Verschwinden gebracht werden konnte, die die Massenflucht aus Nordafrika und den arabischen Ländern 2011-2016 (und leider bis heute) hervorgebracht haben. Vgl. Asef Bayat, Leben als Politik. Wie ganz normale Leute den Nahen Osten verändern, Hamburg/Berlin 2012. In seinen früheren Werken bezieht sich Bayat auch auf die Arbeiten von Piven und Cloward zu den Protestbewegungen der 1930er Jahre in den USA.

rungskultur zu »1968« regelmäßig stark unterrepräsentiert sind.⁷ Das ist nicht nur in sozial-moralischer Hinsicht bedauerlich, sondern es ist auch aus Sicht der Befassung mit der Historie der Sozialproteste ein Verhängnis. Die soziale Hierarchisierung der Bewegungen selbst spiegelt sich auf diese Weise auch noch in ihrer Geschichtsschreibung wider. Alleine die oberflächliche Reduzierung der Sozialbewegungen der 1968er auf die Studentenbewegung spricht diesbezüglich bereits Bände.

Die vorliegende biografische Rekonstruktion soll einen Beitrag zur Korrektur dieses Bildes darstellen. Das lebensgeschichtliche Interview, das wir hier in Auszügen dokumentieren, handelt sowohl von der Vorgeschichte der Revolten um 1968 als auch von vielen Aspekten ihrer Nachgeschichte, und besonders von den Verbindungen zwischen gewerkschaftlicher Opposition, der autonomen Linken im Betrieb und den neuen sozialen Bewegungen seit den 1970er Jahren.

Die Idee, diese Erfahrungen festzuhalten, entstand lange bevor das vorliegende Buch am Horizont erschien. Mitte der 2000er Jahre, als Wolfgang Hien gerade seine Tätigkeit beim DGB-Bundesvorstand beendet hatte, schlug Karl Heinz Roth angesichts der Vehemenz des Zerbrechens aller Hoffnungen auf eine reformerische Gesundheitspolitik bereits vor, dass man das »unbedingt alles mal festhalten« müsse. 2012 trafen Wolfgang (Jg. 1949) und ich (Jg. 1965) uns erstmals, um über die Lehrlingsbewegung und die frühe politische Betriebsarbeit seit Mitte der 1960er Jahre zu diskutieren. Es wurde daraus ein alles in allem etwa 30-stündiges Gespräch, ein biografisches Interview über 50 Jahre gewerkschaftliche, politische und wissenschaftliche Aktivitäten. Viele der oben angesprochenen Themen tauchten in diesem Gespräch auf. Besonders eindrücklich schien uns die Verbindung zwischen persönlicher Erfahrung und politischer Geschichte zu sein: Ein ungeheurer Bildungshunger, dann die Verankerung der 1968er-Bewegungen einerseits in den neuen marxistischen Denkrichtungen (siehe die Bedeutung von Marcuse und Bloch), aber auch in ganz anderen Lebenswelten und Vor-

⁷ Vgl. Jan Ole Arps, Fröhschicht. Linke Fabrikintervention in den 70er Jahren, Berlin/Hamburg 2011. Jochen Gester/Willi Hajek, 1968 – und dann? Erfahrungen, Lernprozesse und Utopien von Bewegten der 68er-Revolution, Berlin 2002. Willi Hoss, Komm ins Offene, Freund. Autobiographie. Herausgegeben von Peter Kammerer, 2. Aufl., Münster 2017.

stellungen, hier vor allem in der Befreiungstheologie.⁸ Wir diskutierten zudem die konkrete betriebliche Erfahrung – die mir selbst als Arbeiter*innenkind und ehemaligem langjährigen Druckereiarbeiter keineswegs fremd ist –, die in jenem Aufschrei gegen etwas mündet, das man nur als organisierte und normalisierte Misshandlung bezeichnen kann. Und schließlich sprachen wir über Wolfgangs Versuch, über viele Jahre hinweg und auf in Wirklichkeit ganz unterschiedlichen Wegen Alternativen zur kapitalistischen Ordnung der Lebenswelt aufzubauen. Das alles erschien uns nicht nur aus »historischen« Gründen außerordentlich wichtig. Wir wollten es auch deshalb »aufheben«, weil vieles uns überraschend und brennend aktuell zu sein scheint.

Wolfgang wurde wie erwähnt 1949 geboren. Er wuchs in einer katholischen Arbeiter*innenfamilie im Saarland auf, die Eltern waren wie so viele durch die Kriegsergebnisse stark traumatisiert. Sein Weg in die Fabrik war gewissermaßen vorgezeichnet, obwohl er auch eine Zeit lang das Gymnasium besuchen durfte, das er aber nicht beendete. Sein Einstieg als Auszubildender zum Laboranten im PVC-Technikum der BASF Ludwigshafen galt gleichwohl als sozialer Aufstieg, für den auch eine weite Anreise in Kauf genommen wurde. Das war vier Jahre vor 1968, im Jahr 1965.

Wir haben lange über die Arbeitsbedingungen in diesem riesenhaften, modernen Chemiewerk gesprochen, über die Initiationsrituale und Entwürdigungen, vor allem aber auch über den Verschleiß der Gesundheit der Arbeitenden. Wir sprachen – im Kontext der Reaktualisierung marxistischer Strömungen, und insbesondere der zur IV. Internationale gehörenden *Gruppe Internationaler Marxisten* – über die ebenfalls

⁸ Die Bedeutung von religiös geprägter Sozialisation und ihrer durchaus systematischen Aktualisierung in den sozialen Bewegungen und insbesondere in der »Arbeiterlinken« ist bislang kaum systematisch untersucht worden, in ihrer Bedeutung aber kaum zu unterschätzen. Vgl. zuletzt das hochinteressante Buch zur Untersuchung der »Projektgruppe Industriearbeit« in Mannheim und Ludwigshafen: Martin Janik, *Die Utopie eines radikalen Ortswechsels der Kirche. Vom Calama-Projekt zur Projektgruppe Industriearbeit Mannheim-Ludwigshafen (1968-1998)*, Stuttgart 2017. Vgl. als zeitgenössische Bezugstexte auch Camilo Torres, *Revolution als Aufgabe des Christen*, Mainz 1969; Gustavo Gutierrez, *Theologie der Befreiung*, München 1976; weltweit gab es Priester, Mönche und Ordensschwwestern, die sich befreiungstheologischen Ideen anschlossen und in die Betriebe gingen.

vor 1968 stattgefundenen Gründung einer politischen Lehrlings- und Betriebsgruppe. Wir sprachen aber auch über das Interesse an Kunst und Musik, an politischen Theorien und Debatten, das in diesen Jahren entstand: Dies ist eine Geschichte, die eher außerhalb des Betriebs spielte, im Jugendwohnheim und später im Rahmen von marxistischen Lesekreisen und im Rahmen einer immer wichtiger werdenden Suche nach Lebensformen jenseits von Kleinfamilie und Privatisierung.

Und immer wieder sprachen wir über Wolfgangs Arbeitsschwerpunkt: den Kampf gegen gesundheitsgefährdende Arbeitsbedingungen. Zu Beginn der 1970er Jahre sickerten erste, erschütternde Meldungen über die tödliche PVC-Krankheit durch. Dies und unmittelbar erfahrene eigene Gesundheitsbelastungen waren für ihn der Anlass, sich dem Thema Gesundheitsschutz systematisch zuzuwenden. Inspiriert von der italienischen Arbeitermedizin⁹ war er aktiv beteiligt am Aufbau eines bundesweiten Netzwerks Arbeit und Gesundheit.¹⁰ Triebfeder war die Empörung über menschenverachtende Zustände, beispielsweise massenhaft vermeidbare Krebserkrankungen durch Asbest, aromatische Amine oder Arsen. In den 1970er und 1980er Jahren kamen in der Person Wolfgang Hien schließlich Gesundheitsbewegung und politische Arbeit der Betriebslinken zusammen.

Nach seinem späten Studium engagierte sich Wolfgang für eine Arbeitswissenschaft, die sich an der Situation der lohnabhängig Arbeitenden orientiert und für Menschenwürde in der Arbeitswelt eintritt. Ein Ausflug in die hauptamtliche Arbeit als führender Arbeitsschützer der deutschen Gewerkschaften scheiterte, trotz erfolgreichen Wirkens, nach knapp drei Jahren an der internen Organisationslogik. Die enge Bindung gewerkschaftlicher Entscheidungsträger an Produktivität und Standort vertrug sich nicht mit einer freien und emanzipatorischen Aktivität für mehr Gesundheit und Selbstbestimmung am Arbeitsplatz. Seit der Jahrtausendwende widmet sich Wolfgang als Selbständiger der Untersuchung von Arbeitsbedingungen und der Beratung von Werftarbeiter*innen, IT-Beschäftigten und Pflegekräften. Die kritische Auseinandersetzung mit Arbeits- und Klassenverhältnissen kann wohl getrost als sein Lebensthema bezeichnet werden, und sein aktuelles Engagement, das neben meiner eigenen beruflichen Einbindung unser Gespräch im-

⁹ Helmut Wintersberger, Arbeitermedizin in Italien, Westberlin 1988.

¹⁰ Siehe auch den Artikel von Wolfgang Hien in diesem Buch, S. 215ff.

mer wieder für einige Wochen unterbrach, wirkten auf mich manchmal so, als ob er gerade damit angefangen hat.

4.

Ein Lebensthema also, gleichwohl ist die Geschichte, die hier erzählt wird, alles andere als folgerichtig – es ist vielmehr eine Geschichte voller Brüche, voller Widersprüche und voller schwieriger Entscheidungen. Auch dies wird in dem Gespräch thematisiert. Ein Großteil des geschilderten biografischen Verlaufs findet sozusagen in einer Schwelensituation statt. Prägend ist dabei nicht nur die Auseinandersetzung mit den Hierarchien innerhalb des Betriebs und den auch die Arbeiter*innenklasse selbst durchziehenden Herrschaftsverhältnissen, insbesondere hinsichtlich der Frage nach vergeschlechtlichten und rassistisch konnotierten Aus- und Abgrenzungen. Wolfgang macht sich in dieser Hinsicht keine Illusionen: In vielen Passagen wird deutlich, dass von der Arbeiter*innenklasse hier nicht wie sonst so oft im Sinne einer abstrakten Kategorie gesprochen wird, die der Autor oder die Autorin eigentlich aus eigenem Erleben kaum kennt. Wolfgang *war da*, er hat gesehen und kann bezeugen, wie in der Stahlindustrie der 1970er Jahre Menschen behandelt wurden. Er hat die Solidarität kennengelernt, aber auch die »Kollegenschweine«. Neulich hat mich ein Kollege gefragt, wie ich es wohl schaffe, noch immer an die Arbeiter*innenklasse zu glauben. Ich mache mir keine Illusionen, habe ich geantwortet – genau dies würde Wolfgang wohl auch sagen. Aber wir machen uns Hoffnungen, und das ist nun wirklich etwas ganz anderes.

Dabei balancieren wir sozusagen zwischen den Klassen. Denn hinzukommt, dass es sich bei Wolfgang um einen sozialen Aufsteiger handelt, einen von vielen zu dieser Zeit – der Expansion der schulischen Ausbildung und der Massenuniversität. Ein Thema ist von daher selbstverständlich auch die Spannung, die durch diesen Aufstieg entsteht, vor allem in jenen Passagen, in denen sich Wolfgang kritisch mit seiner lebensgeschichtlich kurzen Exkursion in die Bundeszentrale des DGB auseinandersetzt, und dort, wo er die akademische Welt reflektiert, in der er sich trotz (und gerade wegen?) der unbändigen Neugier auf – auch theoretische – Erklärungen gesellschaftlicher Entwicklungen immer fremd gefühlt hat.

Diese Passagen des Interviews erinnern an ein Problem aus biografischen Texten des französischen Soziologen Didier Eribon, die seit 2016

auch in Deutschland stark rezipiert wurden.¹¹ Eribon beklagt anhand seiner eigenen Familiengeschichte eine unüberwindbare Kluft zwischen seiner sozialen Herkunft und dem intellektuellen Milieu, in das er sich hineingearbeitet hat.

Wolfgang ging einen ähnlichen, im Vergleich zu vielen linksradikalen Betriebsaktivist*innen der 1970er Jahre *umgekehrten* Weg. Es wird nicht der – manchmal mit einer gehörigen Portion Missionatentum aufgeladene – Weg vom Bürgertum hin zur »wirklichen Welt« der Arbeit zurückgelegt. Vielmehr ist der Befragte im Milieu der arbeitenden Klassen aufgewachsen und auch im jungen Erwachsenenalter darin verblieben.

Beiden Beteiligten des Gesprächs ist die von Eribon schmerzlich erfahrene Kluft also nicht fremd. Sie schimmert in den hier dokumentierten Gesprächen immer zwischen den Zeilen hindurch. Dort, wo sich die biografischen Wege verzweigen, in den Entscheidungsmomenten dessen, was die Birminghamer Schule *des Centre for Contemporary Culture Studies* in den 1960er Jahren »Klassenreise« genannt hat, wird das Thema dann explizit. Oft sind mit diesen Momenten auch schmerzlich erfahrene Zielkonflikte verbunden, das Gefühl der Einsamkeit und des Verrats. Es zeigt sich mithin, dass dies keine so einfache Reise ist. Eribon thematisiert eine doppelte Scham: gegenüber seiner Familie wegen seiner »Klassenflucht« und gegenüber seinem akademischen Milieu wegen seiner Familiengeschichte, die ihm – wie Familiengeschichte der Arbeiterklasse schlechthin – eher »grau, anonym und stumm« erscheint.¹²

Doch hier ist es angezeigt, der allzu apodiktischen Perspektive Eribons zu widersprechen, die die Lebensgeschichte vor allem im Rückspiegel konstruiert, als abgeschlossene Einheit, deren Ende schon bekannt ist. Aber man kann ja schon als Kind und als Jugendlicher sehr früh seine Andersheit spüren und sich entsprechend andere Lebenswe-

¹¹ Didier Eribon, Rückkehr nach Reims, Frankfurt a.M. 2016; ders., Gesellschaft als Urteil, Frankfurt a.M. 2017. Zu dieser Debatte vergleiche auch: Peter Birke, Abheben und Verschwinden. Die Debatte um »Rückkehr nach Reims«, in: Sozial.Geschichte Online, 21 (2017), S. 75-89. Gerhard Hanloser, Französische Erklärungsversuche für die Schwäche der Linken. Eine Auseinandersetzung mit Luc Boltanski/Ève Chiapello, Didier Eribon und Jean-Claude Michéa, in: Sozial.Geschichte Online, 21 (2017), S. 91-114.

¹² Eribon, Gesellschaft, wie Anm. 11, S. 167.

ge suchen, wohl wissend oder zunächst zumindest ahnend, dass man nie vollumfänglich über das kulturelle Kapital des Bildungsbürgertums verfügen wird. Eribon spricht von vielfältigen Verletzungen, die er hat verkraften müssen – Verletzungen seitens seiner Familie angesichts seiner Andersheit und Verletzungen seitens der Bildungsbürger, die ihn seine Unterlegenheit haben spüren lassen. Dieser Schmerz ist für einen Menschen, der aus ähnlichen Verhältnissen kommt und einen ähnlichen Weg eingeschlagen hat, sehr gut nachvollziehbar. Es ist jedoch nicht zwingend, diesen anderen Weg als Flucht, für die man sich schämen müsste, zu begreifen. Und es ist möglich, seine Herkunft nicht als Stigma zu empfinden, sondern mit einem gewissen Stolz zu seiner Herkunft, seiner Geschichte und seiner Gewordenheit zu stehen. Immerhin kann Bildung und Wissenschaft auch dem Ziel dienen, die »populären Klassen«, wie Eribon die Schicht der Arbeitenden und Unterprivilegierten nennt, besser zu verstehen und unter ihnen emanzipatorische Impulse zu setzen. Auch dieser Anspruch gehört zu den wichtigen Punkten aus Wolfgangs vorläufiger Bilanz.

Eribon berichtet schließlich im Grunde von »drei Leben«: Kindheit und Jugend »in Fremdheit«, Exil und Neupositionierung im intellektuellen Milieu mit erneuten Fremdheitsgefühlen, Rückkehr und Reflexion. Die im vorliegenden Buch veröffentlichte Lebensgeschichte repräsentiert »vier Leben«: Kindheit, nicht ohne Fremdheit, junges Erwachsenenleben mit politisch und situativ revolutionärem Anspruch, die Hinwendung zur Wissenschaft, verbunden mit einem persönlich irrlichternden Leben, Stabilisierung durch familiäre Bindung und Entscheidung für eine radikal an den von der Vernutzung durch Erwerbsarbeit betroffenen Menschen orientierte Forschung und Beratung, was einem Verzicht auf hohe akademische Würden gleichkommt. Was diesem Leben Spannung gibt, ist die Suche nach Wegen zu einer emanzipatorischen Politik, eine Suche, die freilich in der nächsten Zeit kaum beendet werden wird. Was dem Leben Kohärenz verleiht, sind die Freundschaften, vor allem die, die von Dauer sind, und erfüllende und dauerhafte Liebesbeziehungen.

5.

Geschichtswissenschaft auf der Basis von Zeitzeugenschaft – Oral History – erlebte im deutschsprachigen Raum unter anderem durch die Forschungen von Lutz Niethammer zur Sozialgeschichte des Ruhrgebiets

einen beachtlichen Aufschwung.¹³ Viele an sich bekannte soziale Sachverhalte gewannen durch die Erzählungen Farbe und Tiefe. Und mehr als das. Seit den 1960er und bis weit in die 1990er Jahre hinein war das Motto der Geschichtswerkstätten – »Grabe, wo Du stehst!« – auch über die Grenzen Deutschlands hinaus untrennbar mit Vorstellungen von einer Gegengeschichte verbunden, die von den beherrschten Klassen selbst produziert werden würde und die erst noch geschrieben werden muss. Das war das Ziel jener *History Workshops* der britischen marxistischen Geschichtsschreibung der 1960er Jahre, der Sinn von Arbeiten Edward P. Thompsons zur Konstituierung der britischen Arbeiterklasse,¹⁴ und das Motiv hält sich wohl bis hin zu den Texten von Alf Lütke oder Arbeiten aus der neueren (post-)operaistischen Historiografie, wie sie etwa von Ahlrich Meyer, Karl Heinz Roth, Angelika Ebbinghaus oder im Umfeld der Zeitschrift *Sozial.Geschichte* vorgelegt wurden.

Was das methodologische Moment betrifft, das lebensgeschichtliche Interviews zu Erkenntnissen über die sogenannte Realgeschichte beitragen können, so ist in der Geschichtswissenschaft der letzten 15 bis 20 Jahre eine lebhafte Diskussion entstanden, in der einerseits die Methoden der Oral History im Sinne einer Verallgemeinerbarkeit und Überprüfbarkeit verfeinert und im Grunde dauerhaft in die Geschichtswissenschaft aufgenommen worden sind.¹⁵ Andererseits kam es aber auch zu einer Kontroverse um die Tiefe und Dichte notwendiger Kontextinformationen, in denen der »Zeitzeuge« mitunter als »Feind des Historikers« zur Geltung kam.¹⁶

Der Gang durch eine Lebensgeschichte mit dem Anspruch, soziale, politische und kulturelle Strukturen sichtbar zu machen, bleibt immer ein heikles Unterfangen: Wer ist das erzählende Subjekt? Was passiert

¹³ Lutz Niethammer, *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1980.

¹⁴ Edward P. Thompson, *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. u.a. 1981.

¹⁵ Vgl. aktuell: Knud Andresen, Linde Apel, Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, Göttingen 2015.

¹⁶ Vgl. u.a. Axel Schildt, *Über Zeitzeugen und Zeithistoriker. Zum Artikel von Wolfgang Kraushaar, Der Zeitzeuge als Feind des Historikers? Neuerscheinungen zur 68er Bewegung*, in: *Mittelweg* 36, Jg. 9, Februar/März 2000, S. 62-63.

in Interviews, in Gesprächen, die eine Biografie zum Gegenstand haben? Aus Sicht von Judith Butler ist die Herausbildung eines Subjekts das Produkt vieler, vielleicht unzähliger sensueller, emotionaler, sozialer und intellektueller Einflüsse anderer Menschen.¹⁷ Der Andere – der große Andere wie der konkrete Andere – prägt mein Selbst. Im Versuch, auf diese Weise dem Gewordensein eines Subjekts auf die Spur zu kommen, indem man seine Geschichte erzählt, ist unweigerlich immer auch eine Rechtfertigung gegenüber den Anderen, den Adressaten der Erzählung. Es ist eine narrative *Inszenierung*, in der das erzählende Ich sich immer wieder seiner Unzulänglichkeit bewusst wird, eben weil möglicherweise entscheidende Bezüge und Strukturen im Unbewussten verbleiben: »Ich versuche also, eine Geschichte über mich selbst zu beginnen, und ich fange irgendwo an, setze eine Zeit fest, versuche, eine Abfolge in Gang zu setzen, biete vielleicht Kausalverküpfungen oder zumindest eine narrative Struktur an. ... Mein Versuch, mich zusammenzufassen, scheitert jedoch, und er scheitert notwendig, weil das zu Beginn eingeführte Ich, das als Erzählerstimme dient, gar nicht angeben kann, wie es zu einem Ich geworden ist.«¹⁸ Das Ich versucht also vor dem Anderen und für den Anderen Rechenschaft abzulegen, verstrickt sich jedoch in seiner eigenen Undurchschaubarkeit.

Was ist also die wahre Geschichte? Was trägt Oral History zum Erkennen historischer Verläufe wirklich bei? Zweifel bestanden, nicht zu Unrecht, und schließlich goss auch die neurowissenschaftlich imprägnierte Erinnerungsforschung Wasser in den Wein der »Geschichte von unten«.¹⁹ Erinnerungen werden durch Erzählungen anderer, insbesondere mediale »Einspielungen«, durch vergangene persönliche Wünsche und durch gegenwärtige Lebenskontexte, nicht zuletzt durch das »kommunikativ Unbewusste« (Welzer) beeinflusst. Die erzählte Vergegenwärtigung bewegt sich zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, was immer zu Verzerrungen führen kann. Dessen sind wir uns bewusst – es bedeutet, dass auch die Benjaminsche Vorstellung ei-

¹⁷ Judith Butler, *Kritik der ethischen Gewalt*, Frankfurt a.M. 2007. Es muss hier erwähnt werden, dass die folgenden Gedanken fast wortwörtlich aus Wolfgang Feder stammen – er hat sie in irgendeiner Phase unserer Zusammenarbeit in diesen Text herein geschrieben. Uns war beiden wichtig, an dieser Stelle nochmal den Status von lebensgeschichtlichen Interviews ausführlich zu reflektieren.

¹⁸ Butler, *Kritik*, wie Anmerkung 17, S. 90.

¹⁹ Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis*, München 2002.

nes Tigersprungs in die Gegenwart²⁰ nicht naiv, sondern als bewusster politischer Einsatz systematisch analysiert und begriffen werden muss. Die Frage ist dabei allerdings, ob diese Einschränkung exklusiv für die Oral History gilt oder ob sie nicht auch in der Kritik anderer Quellen in Anschlag gebracht werden muss. Denn es sollte niemand der Illusion aufsitzen, es gäbe so etwas wie »reine Tatsachen«. »Alle Tatsachen sind immer schon aus einem universellen Zusammenhang durch unsere Bewusstseinsabläufe ausgewählte Tatsachen, somit sind sie immer interpretierte Tatsachen.«²¹

In der Konsequenz haben wir versucht, unseren eigenen Text kritisch zu befragen. Nach der Transkription des rund 30 Stunden Aufzeichnungen umfassenden Materials hat Wolfgang einige ergänzende Texte geschrieben. Danach haben wir aus dem etwa 600 Seiten umfassenden Transkript eine Auswahl getroffen, deren Hinweise auf historische Sachverhalte wir möglichst umfassend gegenrecherchiert und entweder korrigiert oder klar auf die subjektive Wahrnehmung des Erzählenden bezogen haben. Schließlich haben wir einer Annäherung an intersubjektiv nachvollziehbare Sachverhalte versucht Genüge zu tun, indem wir bei möglichst allen erwähnten noch lebenden Personen nachgefragt und um Berichtigung, Bestätigung und nicht zuletzt um ihr Einverständnis gebeten haben. Für alle bleibenden Ungenauigkeiten tragen wir selbstverständlich selbst die Verantwortung.

Die Leser*innen mögen sich klarmachen, dass es sich hier um ein Erinnerungsbuch handelt. Es ist, was die Aussagelogik und den Gehalt betrifft, näher an einer historischen Quelle als an einer wissenschaftlichen Abhandlung. Der mit freundlicher Erlaubnis der Zeitschrift Sozial.Geschichte abgedruckte Aufsatz Wolfgangs über den Einfluss der Gesundheitsbewegung auf die Betriebslinke mag zu einigen Aspekten, die in den Gesprächen behandelt wurden, weitere Kontextinformationen bieten.

Und doch gibt es keinen anderen Weg, Vergangenes wieder lebendig werden zu lassen, als erzählte Geschichte. Zwischen dem oftmals dürftigen und nicht selten höchst lückenhaften Raster archivierter Dokumente können Lebenserinnerungen neue Perspektiven eröffnen. Wir

²⁰ Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte, in Ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Hermann Schweppenhäuser und Rolf Tiedemann. Band I/2, Frankfurt a.M. 1991, S. 690-708, Abschnitt XIV.

²¹ Alfred Schütz, Gesammelte Aufsätze I, Den Haag 1971, S. 5.

machen Geschichte – und wir erforschen auch unsere eigene Geschichte – gegen das Vergessen und für die Bergung konkreter Utopien, über denen sich das Geröll des Mainstreams abgelagert hat. Und wir beschäftigen uns mit Geschichte, um Kontinuitäten und Brüche unseres Handelns sichtbar werden zu lassen, um uns an vergangene Ideen für die Zukunft zu erinnern und neue Möglichkeiten für künftiges Handeln zu entwerfen, wohl wissend, dass uns immer wieder Unvermögen einholt und unsere Bemühungen begrenzt. In diesem Sinne verstehen wir das hier veröffentlichte Gespräch als einen Beitrag zu einer in mancher Hinsicht erst noch zu schreibenden Geschichte der sozialen Kämpfe in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren.

Wolfgang Hien im Gespräch mit Peter Birke

Erstes Gespräch: 1965-1969

Ludwigshafen

Peter Birke: *Nach 1968 und besonders nach der sogenannten proletarischen Wende des → SDS haben viele Linke angefangen, in Industriebetrieben zu arbeiten. Bei dir war das anders: Du hast schon 1965, aus dem Saarland kommend, wo du aufgewachsen bist, deine Lehre als Laborant bei der → BASF in Ludwigshafen angefangen. Also bist du bestimmt nicht in den Betrieb gegangen mit der Absicht, dort politisch zu arbeiten, oder?*

Wolfgang Hien: Nein. Der Ausgangspunkt war ein völlig anderer. Ich hatte das Gymnasium nach der siebten Klasse abgebrochen. Tatsächlich hatte ich kaum eine Chance, im Saarland mit der Schule weiterzumachen, was wohl auch damit zusammenhing, dass meine Eltern keine Akademiker waren, sondern, wie man so sagt, einfache Leute. Die Suche nach einer Lehrstelle bei der BASF war die logische Konsequenz, auch wenn man nicht gleich um die Ecke wohnte. Immerhin bezahlte die BASF die Unterkunft im Lehrlingswohnheim und für die Lehrzeit von dreieinhalb Jahren gab es eine Art monatliches Taschengeld von, wenn ich mich richtig erinnere, zunächst 20 und später 40 D-Mark, was für die damalige Zeit viel Geld war. Nun war die BASF ein riesiger Chemiebetrieb mit zu dieser Zeit etwa 60.000 Beschäftigten, wovon fast zehn Prozent Auszubildende waren, die aus ganz Deutschland nach Ludwigshafen kamen. Auch deshalb hatte die BASF Lehrlingswohnheime, in Kooperation mit dem Christlichen Jugenddorfwerk Deutschlands. Ich habe damals in Neustadt an der Weinstraße in einem kleineren Jugenddorf gewohnt, und wir sind jeden Tag eine Stunde mit dem Werkzeug nach Ludwigshafen hineingefahren. Es war insgesamt durchaus vielversprechend, bei der BASF anzufangen. Denn die »Chemie« stand damals für absoluten Fortschritt. Und für mich war es eine Chance, aus Verhältnissen rauszukommen, die ich als Kind und als Jugendlicher bedrückend fand: diese katholische Gegend im Saarland, wo die meisten Einwohner*innen doch sehr autoritätsfixiert waren.

Im Saarland gab es doch aber auch jede Menge industrieller Großbetriebe. Warum hast du dich für Ludwigshafen entschieden?

Ich komme aus St. Ingbert, einer alten Arbeiterstadt im Saarland, in der es schon im 18. Jahrhundert Bergbau gab, auch ein kleines Eisenwerk. Das waren die lokalen industriellen Zentren, aber schon Mitte der 1960er Jahre ging da nicht mehr viel. Die Grube hat wohl schon Anfang der 60er Jahre geschlossen und das Eisenwerk ein bisschen später. Da gab es dann sowieso keine Chancen mehr. Die Krise der Montanindustrie, die schon in den 1950er Jahren eingesetzt hatte, war eben ganz konkret der Grund, dass viele Lehrlinge aus dem Saarland und aus dem Hunsrück in die chemische Industrie im Rhein-Neckar-Raum abwanderten.

Erinnerst du dich an deine ersten Eindrücke von der Fabrik?

Wir jungen Leute, 14-, 15-, 16-Jährige, waren damit beschäftigt, meistens aus ländlichen Bereichen kommend, mit der Großindustrie irgendwie klarzukommen. Diese riesigen Strukturen, das war für uns fast Science-Fiction. Man muss ja wissen, die BASF – alle in der Pfalz nennen die BASF → »die Anilin« – war das größte zusammenhängende Werksgebäude der Welt, mit einer Ausdehnung von sieben Kilometern entlang des Rheins und zwei Kilometern vom Rhein weg. Dazu kommen inzwischen die Flächen der Klärwerke und der zusätzlichen Einrichtungen, um die produzierten Gifte halbwegs zu neutralisieren. Heute arbeiten da nicht mehr 60.000 Menschen – damals hießen die BASF-Arbeiter und -Angestellten allgemein → »Aniliner« –, sondern 30.000 oder vielleicht 35.000, wenn man die Leiharbeiter*innen mitrechnet. Und es gibt längst nicht mehr so viele Auszubildende wie damals.

Wie sahen die ersten Arbeitstage aus?

Bevor ich überhaupt anfang zu arbeiten, musste ich drei Tage lang verschiedene Prüfungen und Tests durchlaufen. Einen Tag war ich in der werksärztlichen Abteilung, wurde auf Haut und Knochen geprüft, einen weiteren Tag testeten die Werkspsychologen bestimmte Eignungen und Neigungen, und am dritten Tag mussten wir uns in verschiedenen Bereichen der BASF den Obermeistern vorstellen, die uns in eine inquisitorische Prüfungssituation gebracht haben. Dann wurde schließlich irgendwie entschieden, der eine kommt dahin und der andere dahin.

Wurden alle eingestellt?

Ja, fast alle Bewerber wurden genommen. Die BASF brauchte damals Leute. Ich bin links auf dem Auge fast blind, ein Geburtsfehler, ich würde heute im Leben nicht mehr als Laborant eingestellt, weil ich nicht richtig mikroskopieren kann, und das gehört natürlich zur Laborarbeit dazu. Dass ich die Schule nicht abgeschlossen hatte, war damals ebenfalls kein Problem.

War dieses Erstaunen über den Riesenbetrieb auch ein Anstoß, politisch zu arbeiten? Oder kam das erst später?

Das kam einige Jahre später. Die BASF war ja zunächst mal eher ein Schock, da musste man sich auf die neue Umgebung erstmal einstellen, einen langen Atem haben, um überhaupt irgendwelche Ansatzpunkte für kollektives Handeln zu finden. Was meine Politisierung betrifft, so standen am Anfang wohl auch deshalb gar nicht die betrieblichen Themen im Vordergrund, sondern ganz konkret das, was als nächstes anstand. Also: »Muss ich zur Bundeswehr? Will ich in diese Kriegsmaschinerie hinein oder will ich das nicht?« Natürlich spielt da auch eine Rolle, dass wir die erste Nichtkriegsgeneration waren und meine Eltern, wie so viele Leute zwanzig Jahre nach 1945, noch schwer traumatisiert waren durch den vergangenen Krieg. Das muss man sich ja klarmachen – vor diesem Hintergrund wurden auch Themen wie der Vietnamkrieg wichtig, auch die allgemeine Kritik an der herrschenden Ideologie. All das war zunächst wichtiger, obwohl wir jeden Tag neun Stunden oder noch länger im Betrieb sein mussten.

Wie kann man sich denn konkret vorstellen, wie diese Themen gemeinsam aufgegriffen wurden?

Na ja, wir haben zunächst mal Gruppen in den Lehrlingsheimen gebildet, die sich um die Frage gekümmert haben, wie man den Kriegsdienst verweigern kann. So fing das an. Auch zur Vorbereitung auf die sogenannte Gewissensprüfung. Als 17-Jähriger musste ich ja nun wie alle, die nicht zur Armee wollten, eine mehrstündige inquisitorische Befragung vor Ausschüssen der Bundeswehr ertragen und erdulden und durchstehen.

Du hast erwähnt, dass deine Biografie und insbesondere auch die Lebensgeschichte deiner Eltern bei der Kriegsdienstverweigerung eine Rolle gespielt haben. Es war also keine Politisierung aus dem Nichts heraus? Ja, da muss ich erwähnen, dass mein Herkunftsort zwar eine autoritäre, katholische Tradition verkörpert, aber dass es zugleich auch andere Interpretationen der Religion gab, die für mich sicher wichtig waren. Viele von uns, sogar die meisten von den Lehrlingen, die ich dann später kennenlernte, waren vorher in ihren Heimatdörfern und Heimatstädtchen entweder in der evangelischen oder katholischen Jugend. So etwa mein damals – wie heute – bester Freund, Herbert Obenland, der aus dem Schwabenland kam und im (evangelischen) → CVJM war. Ich selber war im streng katholischen Saarland eben in der katholischen Jugend. In ihr spiegelte sich der Umbruch, oder genauer gesagt der Konflikt, innerhalb der weltweiten katholischen Kirche wider. Vor allen Dingen die lateinamerikanische Befreiungsbewegung spielte eine Rolle, die auch theologisch eingebettet war, namentlich in der → Befreiungstheologie. Darüber haben wir z.B. in der katholischen Jugendgruppe in St. Ingbert diskutiert. Für mich wurde das zur Inspiration, etwa → Camilo Torres zu lesen, der mit Che Guevara zusammengearbeitet hatte, und im revolutionären Kampf christliche Motive zitierte. Und andererseits haben wir gesehen, dass die USA flächendeckend in Lateinamerika zur damaligen Zeit Militärdiktaturen unterstützten. Neben dem Vietnamkrieg war das ein wichtiger Punkt – die Kriegsdienstverweigerung war insofern explizit mit dem politischen Anliegen verbunden, angesichts der Eingebundenheit Westdeutschlands in die NATO sich gegen eine Beteiligung an der imperialistischen Politik zu wenden.

Welche Rolle spielte die Kriegserfahrung deiner Eltern?

Mein Vater kam, mehrfach kriegsverletzt, als schwer behinderter Mensch aus dem Krieg zurück. Er hatte einen kaputten Fuß, angeschlagene Nieren, auch eine Kopfverletzung. Er hat als Persönlichkeit nicht mehr richtig Fuß fassen können, weil er auch nicht verstanden hat, was mit ihm und dem Krieg passiert ist. Er hatte dann noch nach dem Krieg als sogenannter Heimkriegsgefangener für die Franzosen in der Kohlegrube arbeiten müssen und da einen schweren Unfall erlitten. Das war alles zu viel. Mein Vater war, wie leider viele Menschen aus der Kriegsgeneration, die die schrecklichen Ereignisse nie so richtig verarbeitet haben, der Meinung, man solle sich aus der Politik raushalten, weil Poli-

tik ein schmutziges Geschäft sei. Jedenfalls hat er mich nicht ermuntert, eigenständig zu denken und zu handeln. Das muss ich auch hinsichtlich meiner Mutter sagen, die streng katholisch, autoritätsfixiert und völlig unfähig war, sich vorzustellen, dass man auch selbst entscheiden kann, sondern immer nur das Vorgegebene, im Wesentlichen von der Kirche und der CDU Vorgegebene, tun muss. Das hat sich bei ihr erst sehr viel später geändert. Also waren da, in meiner Jugend, keine Impulse, und meine Eltern waren entsetzt, dass ich mich politisch zunehmend engagiert und später dann sogar einer linkskommunistisch-revolutionären Gruppe angeschlossen habe.

Hast du Geschwister?

Ja, ich habe eine Schwester, Marcella Hien, sie ist sechs Jahre älter als ich. Sie blieb im katholischen Milieu und wurde später Lehrerin, hat also einen anderen Weg eingeschlagen als ich.

Aber die Herkunft aus dem katholischen Milieu habt ihr ja nun gemeinsam ...

Ja, klar. Dabei ist wichtig zu wissen, dass die Kirche auch eine konkrete Rolle in der Lebensplanung gespielt hat. Zum Beispiel wurden Priester und Kapläne schon früh auf meine Schwester aufmerksam. Sie hatte eine begnadete Stimme, sie sollte Musik in und für die Kirche machen. Über verschiedene Umwege ist meine Schwester dann in eine Internatsschule der katholischen Kirche, genauer gesagt, in eine Nonnenklosterschule in Speyer gekommen. Später hat sie sich für ein Leben im Zölibat entschieden und arbeitete als Lehrerin. Bis heute ist sie in der katholischen Kirche engagiert, war lange Jahre Mitglied im Katholikenrat und Pastoralrat der Diözese Speyer und auch im Zentralkomitee der Katholiken. Sie war auch stellvertretende Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes. Sie erhielt das Bundesverdienstkreuz. Meine Schwester ist im katholischen Milieu sehr bekannt, sehr beliebt, aber auch von manchen wegen ihrer Diskussionsfreude sehr gefürchtet.

Das ist, zumindest auf den ersten Blick, eine ganz andere Geschichte. Keine linke Geschichte ...?

Wirklich nicht? Wie dem auch sei, was ich gut finde, ist, dass der Dialog mit meiner Schwester nie abgebrochen ist. Ich würde sie durchaus als Linkskatholikin bezeichnen, weil sie sich zum Beispiel für die Aufhe-

bung des Zölibats und für das Diakonat und das Priesteramt für Frauen einsetzt und entsprechende Resolutionen mitverfasst hat. Und sie gehört seit Beginn zu der Vereinigung »Wir sind Kirche« und auch zum Verein → Donum Vitae, der gegen das Abtreibungsverbot der Kirche Stellung bezog und schwangere Frauen in Not seit Jahren berät. Meine Schwester ist auch von der Befreiungstheologie beeinflusst, das sind Dinge, die uns einen.

Und wie war das bei dir? Du bist ja nun als Kind einfacher Leute, wie du sagtest, ins Gymnasium gegangen.

Genauer gesagt, waren es vier Klassen Volksschule und drei abgeschlossene Klassen im Gymnasium, die vierte Klasse habe ich dann nicht mehr geschafft. Nochmal eine Runde gedreht und wieder nicht geschafft. Der Punkt war, in der Sexta waren wir 40 Jungen, es war ja eine Jungenschule, und von diesen 40 Jungen waren ungefähr 35 Söhne von Ärzten, Rechtsanwälten, Notaren und der gesamten Geschäftswelt St. Ingberts. Die paar Arbeiterkinder, die dort waren, waren in der zweiten Reihe. Und ich als Sohn eines Briefträgers gehörte eben auch nicht richtig dazu. Ich war auch noch körperlich der Schwächste von allen und wurde von der Mehrheit der Mitschüler nicht akzeptiert. Ich war da ein Fremdkörper, körperlich wie sozial. Die Mehrheit der Lehrer, von denen übrigens viele im Nationalsozialismus sozialisiert und auch für die Nazis aktiv gewesen waren, meinte, der kleine Wolfgang Hien gehört nicht in diese Schule. Das waren teilweise offen rassistische und in jeder Hinsicht politisch reaktionäre Lehrer, bei denen ich keine Chance hatte.

Wer hatte denn die Idee, dass du auf diese Schule gehen musst?

Die Idee kam überwiegend von meiner Mutter, die meinte, ich solle etwas Besseres werden. Das lag auch in der Familiengeschichte, weil mütterlicherseits viele in der Verwandtschaft nach dem Krieg eine kleine Karriere gemacht hatten, als Geschäftsleute oder als Steuerberater. Meine Mutter meinte, ich müsste in deren Fußstapfen treten. In der Verwandtschaft fanden allerdings die meisten, meine Eltern seien ja wohl übergeschnappt, mich auf das Gymnasium zu schicken. Im Grunde war der Beginn der Lehre bei der BASF die viel näher liegende Option, und so ist es dann ja auch gekommen.